

Das stille Haus.

Roman von W. Kabel. (Fortsetzung.)

2.

(Nachdruck verboten.)

Dr. phil. Bertold Matra schüttelte energisch den Kopf. „Beste Frau Lange, es geht wirklich nicht. Sie können unmöglich verlangen, daß ich mir hier die Nerven ruiniere, nur weil Sie mich als Mieter nicht aufgeben möchten. Seitdem da über mir diese klavierwütige Familie eingezogen ist, habe ich noch keine vernünftige Zeile zusammengebracht. Begreifen Sie doch in aller Welt, daß ich kein Steinklopfer, sondern Schriftsteller bin und als solcher Ruhe ebenso notwendig brauche wie der eben vergleichsweise herangezogene ehrenwerte Steinklopfer z. B. seinen Hammer! Ich habe heute morgen gezählt: seit acht Uhr sind die „Donauwellen“ fünfmal, „Puppchen, mein Augenstern“ acht, und die Tango-melodie genau achtzehnmal heruntergehämmert worden, — denn einen anderen Ausdruck verdient diese Art, auf einem Instrumente unter ständiger Pedalbenutzung herumzupauken, wirklich nicht! — Dabei wird man langsam verrückt. Und um diesem Schicksale zu entgehen, kündige ich hiermit zum ersten ausdrücklich und unwiderruflich!“

Die forpuleute Frau Lange mit der etwas versänglich glänzenden Wollbluse versuchte noch ein letztes. „Herr Doktor, ich werde nochmals zum Hauswirt gehen und mich beschweren“, meinte sie mit einem wütenden Blick zur Decke empor, von wo eben wieder die harten Klänge eines altersschwachen Klaviers herabtönten. „Er muß für Abhilfe sorgen. Ich arme

Frau lebe doch nun mal vom Möbliert-Vermieten. Und die Bande da oben macht mich bankrott, — da hört sich wirklich alles auf! Vier Töchter, und jede übt zwei Stunden täglich, das — das —“
„... macht acht zusammen“, vollendete Bertold Matra ungeduldig. „Und die acht genügen, um mich aus dem Hause zu jagen. — Nun räumen Sie, bitte, das Kaffeegeschirr ab und trösten Sie sich mit dem Gedanken, daß es noch genug Junggesellen gibt, die nicht Schriftsteller sind, und die das Gepauke da über uns weniger belästigen wird als gerade mich.“
„Sie lassen also wirklich nicht mit sich reden, Herr Doktor?“ meinte Frau Lange weinerlichen Tones.
„Nein. Sie kennen mich ja auch in dieser Beziehung zur Genüge. Wenn ich einmal zu etwas entschlossen bin, bleibt es dabei.“
Seufzend schlurfte die Frau mit dem Tablett hinaus.

Dr. Matra aber setzte sich aufatmend an den schräg vor dem Erkerfenster stehenden Schreibtisch und begann seine Arbeit. — Aber ihm nahm das Geplumper unentwegt seinen Fortgang. Fünf Minuten verstrichen. Grimmig warf er den Federhalter hin. — „Der Teufel halte bei den Gassenhauern die Gedanken beisammen!“ fluchte er aufgebracht. „Ich bin gewiß ein friedliebender Mensch, der niemandem etwas Böses wünscht. Doch den vier Sekretärstöckchen gönne ich eine kleine Fingerlähmung von Herzen!“



Die Wirkung der deutschen und österreichisch-ungarischen schweren Geschütze an der Donau: Überreste einer serbischen Donaubefestigung. Phot. Eito Film.

An dem Fortspinnen dieser feindseligen Rachegefühle hinderte ihn eine laute Stimme, die draußen im Korridor Frau Lange „einen schönen guten Morgen“ wünschte.

Gleich darauf wurde die Tür aufgerissen, und Edgar Bornemanns breite Gestalt schob sich ins Zimmer.

„Na, Bert, — schon bei der Arbeit?“ meinte er, dem Freunde die Hand schüttelnd.

Matra zuckte ärgerlich die Achseln und deutete stumm nach oben. Bornemann lauschte einen Augenblick. „Der Marsch aus Carmen“, erklärte er dann, eine Grimasse schneidend. „Mensch — sei doch zufrieden! Jeder fünfte Ton ist mindestens richtig!“

Der Schriftsteller mußte nun doch lachen, ob er wollte oder nicht. Bornemann hatte eine geradezu zwingende Art, seine trocknen Bemerkungen vorzubringen. Jetzt warf er ein in einem Kreuzband stehendes Zeitungsblatt vor Matra auf die Schreibtischplatte.

„Da — das gab mir unten vorn Hause dein Briefträger. Schau dir's nur an. Vielleicht lenkt es dich etwas von der holden Carinnenmusik ab. Über deiner Adresse steht ja rot unterstrichen: „Genau durchsehen! Äußerst wichtig!“ — Vielleicht hast du in der preussisch-süddeutschen Klassenlotterie einen Haupttreffer gemacht. Es ist ja gerade Pechung.“

Matra hatte ziemlich gleichgültig das Kreuzband gelöst.

„Wie kommst du auf die Lotterie?“ meinte er, die Zeitung auseinanderfaltend.

„Weil ich selbst gestern Abend entdeckte, daß meine Nummer 131 326 mit zehntausend Mark gezogen ist“, erwiderte Bornemann, indem er sich in die Sofaecke setzte und eine Zigarre anzündete.

Der Schriftsteller schaute auf. „Unglaublich! Man sieht, das alte Sprichwort trifft nur zu gut zu: „Ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück!“ — Ausgerechnet gewinnst du, der du ohnehin schon von dem schändlichen Mammon übergenug beißt!“

Edgar Bornemann seufzte. „Ich schäme mich ja auch beinahe über diesen Dufel! Und mein einziger Trost ist, daß die Unglücksnummer 131 326, die kein Mensch dem Kollekteur abnehmen wollte, den Treffer gemacht hat.“

Inzwischen hatte Matra das Zeitungsblatt, das lediglich Anzeigen enthielt, flüchtig durchgesehen. Plötzlich stutzte er.

„Wertwürdig“, sagte er, sich tiefer über die Zeitung beugend. „Hier ist eine Anzeige mit Notstift dir kenntlich gemacht. Und daneben steht am Rande: „Etwas für Sie. — Ein Gönner.““

Auch Bornemann war jetzt aufmerksam geworden. „Wie lautet denn die Anzeige?“ fragte er, sich langsam vom Sofa erhebend.

„Elegant möbliertes Zimmer in ruhigem Hause an stillen Mieter, am liebsten Schriftsteller oder Gelehrten, billig abzugeben. Bei Übernahme kleiner Verpflichtungen fast umsonst. Zu erfragen bei Thomas van Heiderßen, Schöneberg, Philippstraße 16.“

Matra hatte es langsam, jedes Wort betonend, vorgelesen und reichte nun dem Freunde das Blatt hin.

Bornemann überflog die Anzeige nochmals und verglich dann die Schriftzüge der Adresse auf dem Kreuzband mit den am Rande der Zeitung stehenden fünf Worten.

„Der Absender hat seine Handschrift verstellt“, meinte er endlich. „Wer mag dir nur das Blatt zugesandt haben? Hast du in dieser Hinsicht irgendeine Vermutung?“

Der Schriftsteller verneinte. „Ein Gönner? — Ich besitze von dieser wertvollen Sorte von Mitmenschen nur zwei: Herrn Rentier Edgar Bornemann und Herrn Baron von Barnbiel. Und von diesen hätte sich sicher keiner die überflüssige Mühe gemacht und sich in geheimnisvolles Dunkel gehüllt!“

Der junge Millionär lebte jetzt dem Freunde gegenüber am Fenster. „Um“, meinte er mit listigem Augenzwinkern, „du vergißt deine Gönnerin, Fräulein Isa von Barnbiel. Wäre es nicht möglich, daß die ...“

„Laß, bitte, die Baroness aus dem Spiel“, unterbrach Matra ihn ungeduldig. Und doch konnte er es nicht verhindern, daß ihm die helle Röte in sein frisches, energisches Gesicht flutete.

„Pardon!“ Bornemann verneigte sich übertrieben höflich. „Es war ja auch nur ein Scherz von mir“, fügte er entschuldigend hinzu. „Fräulein von Barnbiel kommt ja auch deswegen schon nicht in Betracht, weil dies hier zweifellos eine Männerhandschrift ist, und weil sie sich ferner zurzeit in einer Dresdener Zwangserziehungsanstalt für adlige junge Damen befindet, während diese Sendung hier nach dem Poststempel in Berlin-Schöneberg aufgegeben worden ist.“

Eine Weile schwiegen die beiden. Jeder suchte nach einer Lösung des seltsamen Rätsels, das diese Mitteilung doch fraglos darstellte.

Schließlich erklärte Matra, indem er das Zeitungsblatt zu sich stellte: „Wir wollen uns nicht weiter die Köpfe zerbrechen, wer der Absender sein kann. Jedenfalls meint er es gut mit mir. Und da ich ohnehin dieses klavierverseuchte Haus am Ersten verlassen will, werde ich dem freundschaftlichen Wink Folge leisten und mir zunächst einmal dieses ruhige, billige, elegant möblierte Zimmer ansehen. Mich lockt zweierlei: die Ruhe und die Billigkeit. Denn meine Finanzen stehen augenblicklich herzlich schlecht, und meine Nerven brauchen Grabesruhe nach diesen letzten vierzehn Tagen der Qual!“

Bornemann streute die Asche seiner Zigarre in das breite Maul des Messingfrosches, der, als Aschbecher dienend, auf dem Schreibtisch stand, und sagte dabei zögernd: „Bert — darf ich dir vielleicht mit etwas Mammon aushelfen? Ich weiß ja, daß ...“

„... ja, du weißt, daß ich auf dem Standpunkt stehe, man soll seine Freunde, und wenn's Millionäre und noch so liebe, gute Kerle sind, nie anpumpen“, ergänzte der Schriftsteller ernst. „Diesem Prinzip bleibe ich treu, — eben um mir deine Freundschaft zu erhalten, ohne Mißklang, ohne den störenden Gedanken, dir auf diese Weise verpflichtet zu sein. — Und nun, wenn's dir recht ist, benutzen wir das schöne Aprilwetter — eigentlich in sich ein Widerspruch, diese letzten Worte! — und schauen wir uns Philippstraße 16 einmal aus der Nähe an.“

Von Matras Wohnung, die in dem Berliner Vororte Schmaragdendorf dicht an dem gleichnamigen Bahnhof der Ringbahn lag, bummelten die beiden gemächlich die noch unbebauten Straßenzüge entlang, die das Schöneberger Gelände von dem schnell aufblühenden Schmaragdendorf trennt.

Bert Matra, der den Ärger über die in seinem Hause ausgebrochene „Klavierpest“ längst vergessen hatte, mußte die Kosten der Unterhaltung ganz allein tragen, da Bornemann mit einem mal ohne ersichtliche Ursache recht einsilbig geworden war.

Schließlich fiel dies dem Schriftsteller doch auf. Und mit der Offenheit, die zwischen ihnen in allen Dingen herrschte, fragte er jetzt ganz unvermittelt: „Sag mal, Alterchen — was hast du nur? Du schleichst da jetzt mit einem Gesicht neben mir her, als ob du ein Gespenst gesehen hättest. Und vorhin warst du doch noch ganz munter und vergnügt.“

Bornemann hatte sich seinen kurzen, seidengefütterten Sportpaletot aufgeknöpft, als ob ihm plötzlich zu warm würde.

„Bert“, begann er dann ganz feierlich, „beichten ist doch eine verflucht schwere Sache ...“

Matra blieb stehen und schaute ihn verwundert an.

„Beichten? Habe ich recht gehört?“

Bornemann nickte mit einer wahren Armesündermiene.

„Wollen aber hier nicht anwachsen, Bert“, meinte er. „Die Geschichte läßt sich auch im Geheh erledigen. — Sag' mal, hast du nicht in letzter Zeit eine gewisse Veränderung an mir bemerkt?“ begann er dann, nachdem sie ihren Weg fortgesetzt hatten.

Matra, der noch immer annahm, daß diese angebliche Beichte auf nichts anderes als irgendeinen faulen Witz hinauslaufen würde, erwiderte denn auch prompt:

„Allerdings, du trägst einen neuen Paletot, seit vorgestern eine neue Kragenform und ...“

„Bitte, laß die Dummheiten!“ unterbrach der andere ihn ungeduldig. „Ich habe etwas Ernstes mit dir durchzusprechen. Berücksichtige das gefälligst ...“

Der Schriftsteller schob schnell seinen Arm in den des Freundes. „Verzeih, Alterchen, das ahnte ich nicht. — So, und nun will ich dir vernünftig Antwort geben. Allerdings hast du dich verändert — sogar sehr. Soweit ich mich erinnere, wurde etwa vor anderthalb Jahren Edgar Bornemann definitiv aus der Liste der Berliner Lebemänner gestrichen und entpuppte sich plötzlich als ein Musterknabe von reinstem Wasser, worüber die Welt, in der man sich nicht langweilt, nicht genug die Köpfe und Köpfchen schütteln konnte. Doch — wozu sage ich dir das! Gehört hast du es von mir ja schon verschiedentlich, freilich stets mit dem Zusatz, daß ich mich über diese Verwandlung des Saulus in einen Paulus ehrlich freue, da ich selbst nichts öder und langweiliger finde als das Leben dieser reichen jungen Leute, die nachmittags aufstehen und abends, wenn andere nach des Tages Last und Mühen ihr Lager aufsuchen, ihre erste Mahlzeit einnehmen.“

Bornemann nickte zufrieden vor sich hin. „Gut, die Wirkung hast du also konstatieren können. Ist dir nun noch nie der Gedanke gekommen, daß diese Wirkung notwendig auch eine Ursache haben muß?“ meinte er mit einem eigenartigen Lächeln.

Matra beugte sich vor und schaute dem Freunde prüfend in das wie von innerem Glück durchwärmte, strahlende Gesicht.

„Du ... Mensch ... Alterchen ... mir geht eine Ahnung auf! Wäre's möglich, — du bist ernstlich verliebt — nur das kann es sein.“

Bornemann antwortete nicht sofort. Er holte aus seiner Brieftasche eine Photographie hervor und reichte sie dem Schriftsteller.

„Gildgard Börner“, sagte er leise und mit einer Innigkeit, die niemand dem „tollen Edgar“ von einst zugetraut hätte.

Dann beichtete er, erzählte von seinem Sommeraufenthalt in dem Fischerdörfchen, von der immer stärker werdenden Neigung zu dem liebreizenden, harmlosen Kinde, von seiner Verlobung ... Alles teilte er dem Freunde mit, alles ...

Matra hatte schweigend, oft mit einer gewissen stillen Mühung kämpfend, zugehört. Jetzt blieb er stehen und nahm des anderen Hände in die seinen, umspannte sie mit festem Druck.

„Meinen Glückwunsch, Alterchen!“

Bornemanns Augen leuchteten.

„Ich sehe es deinem Gesicht an, Bert, daß du dich von Herzen mit mir freust! — Und Hildegard verdient es wirklich, daß ihr zwei Männer hier auf offener Straße, umgeben von Häusern, die erst noch gebaut werden sollen, eine kleine Bühne aufzuführen. Du wirst sie ja kennen lernen, sogar sehr, sehr bald, meine Frau Hadwig, wie man sie im Pensionat getauft hat, meine kleine Zauberin, die den tollen Edgar so urplötzlich völlig behext hat, daß er, wie du dich vorhin ausdrücktest, von der Liste der Lebemänner gestrichen wurde. — Doch, komm weiter, sonst gelangen wir erst bei Dunkelwerden nach der Philippstraße.“

Matra brauchte doch noch eine geraume Weile, bis er sich von dieser Überraschung erholt hatte.

„Also deine Braut hat bisher tatsächlich keine Ahnung, daß du mit auf der Millionärsliste im Berliner Steuerregister steht?“ meinte er dann mit leisem Zweifel.

„Weder sie noch meine Schwiegereltern“, entgegnete Bornemann bestimmt. „Ich habe alles so einzurichten gewußt, daß sie mich noch heute für einen simplen Ingenieur mit viertausend Mark Jahreseinnahme halten, der in Wannsee ein bescheidenes Häuschen sein eigen nennt. — Sieh, Bert, deshalb verehere ich ja dieses Mädchen so über alles, deshalb bin ich ja auch so übermenschlich glücklich, weil ich eben bestimmt weiß, daß Hildegard mich allein liebt, mich mit allen meinen Fehlern und Schwächen, und nicht meine Millionen ... Hätte ich mir mein zukünftiges Weib anderswo gesucht, nie wäre ich den Verdacht losgeworden, daß meine goldenen Schätze für sie der Hauptmagnet gewesen sein könnten ...“

„So unrecht hast du nicht“, meinte der Schriftsteller ernst. „Jedenfalls kannst du dich glücklich preisen, daß dir ein gütiges Geschick nunmehr alles beschert hat, was des Menschen Leben angenehm macht ... — Nebenbei — wann trifft deine Braut hier ein?“

„Wahrscheinlich bereits übermorgen. Genau kann ich das heute noch nicht sagen, da die Dekorateurs in dem bescheidenen Häuschen in Wannsee gräßlich gefaulenzt haben und ich Hildegard erst in das fix und fertige Heim ihrer Eltern führen will. — Auf diese Überraschung freue ich mich ja wie ein Kind ...!“

Da sie jetzt in belebtere Viertel einbogen, nahm die Unterhaltung eine allgemeinere Wendung an. Die Philippstraße fanden sie dann erst nach zweimaliger Nachfrage bei einem Schutzmann und nach einigen Umwegen glücklich auf.

„Weiß der Himmel“, meinte Bornemann, „still ist's hier allerdings. Da haben wir ja auch schon Nummer 16. Ganz nett und sauber, wenn auch nicht gerade sehr vornehm, dieser zweistöckige Bau. Fahrstuhl, Warmwasserversorgung und Dampfheizung dürften in diesem Palais unbekannte Einrichtungen sein.“

Sie waren auf dem Bürgersteig stehen geblieben und musterten eingehend das hell gestrichene Haus, das abseits von den übrigen in einem kleinen Garten lag und durch ein grünes Eisengitter von der Straße getrennt war.

„Von außen gefällt mir die Geschichte großartig“, erklärte Matra eifrig. „Kein Gegenüber — sehr viel wert! Scheint ein Holzhaus zu sein da drüben. Licht und Luft reichlich vorhanden, dazu lärmende Kinder offenbar spärlich vertreten! — Was meinst du, ob ich diesem Herrn van Heiderßen — klingt holländisch, der Name — mal einen Besuch abstatte?“

„Selbstredend. Probieren geht über Studieren! Nur mußt du nicht verlangen, daß ich mitkomme. Ich kann mein Mundwerk nur schwer im Zaume halten, und vielleicht verderbe ich dir durch eine meiner berückigten Bemerkungen den ganzen Spaß. — Halt — du, da verläßt eben jemand das Haus. Und — wahrhaftig! — das ist kein anderer als Karlchen Belling, der berühmte Filmdramatiker! Vielleicht ist der dir schon zuvorgekommen.“

Belling hatte die beiden jetzt auch erkannt. Er winkte ihnen schon von weitem mit der Hand zu.

„Morgen allerseits!“ begrüßte er sie vertraulich. „Matra, willst du dich etwa auch um das Zimmer bewerben?“ Er betonte dabei das letzte Wort eigentümlich. „Wenn ja, so lenke deine Schritte nur wieder heimwärts. Denn dieser Herr van Heiderßen ist ein schnurriger Kauz, dem niemand so leicht gefallen wird. Stellt der Anforderungen an einen Mieter — unglaublich!! Dabei ist die Bude selbst gar nicht so übel.“

„Erzähle Genaueres, Belling“, bat Matra etwas enttäuscht. „Allerdings gedachte ich mich dem Herrn vorzustellen. Aber wenn du —“

„Nein, mein Bester“, unterbrach ihn der Filmdichter lachend. „Den Genuß mußt du dir gönnen. Dieser Heiderßen ist wirklich ein Original. Inzwischen will ich mit Bornemann hier draußen warten. Bögere nicht lange. Du wirst dein helles Wunder erleben.“

Der Schriftsteller war neugierig geworden. Kurz entschlossen schritt er auf das Haus zu. Der Weg durch den Vorgarten war

sauber mit gelbem Kies bestreut, und die Blumenbeete rechts und links hatte man offenbar erst kürzlich frisch bepflanzt. Vor der Eingangstür führte eine mit Linoleum belegte Treppe in das Hochparterre hinauf. Dort hing an der rechten Flurtür eine geschriebene Visitenkarte: Thomas van Heiderßen.

Matra läutete. Es dauerte eine ganze Weile, bevor geöffnet wurde. Und der Schriftsteller hatte das deutliche Gefühl, daß er durch das Guckloch von drinnen prüfend gemustert wurde, während er wartend in dem hellen Treppentur stand.

Dann tat sich plötzlich die Tür lautlos auf. Ein älterer Mann mit glattrasiertem, bleichem Gesicht, in dem die Backenknochen sich scharf abzeichneten, lud Matra durch eine Handbewegung zum Nähertreten ein, ging voraus und stieß eine Tür auf: „Bitte!“

Es war eine tiefe, volle Stimme, wie sie der Schriftsteller dem schwächlich aussehenden Männchen nicht zugetraut hatte.

Das Zimmer, in dem sie dann an dem mitteltisch Platz nahmen, war ein großer, zweifenstriger Raum. Die Möbel so neu, daß Matra noch deutlich den Geruch scharfer Holzbeize verspürte. Die Einrichtung bewies im übrigen einen verfeinerten Geschmack und erinnerte in nichts an die übliche Zimmereinrichtung der sonstigen billigen Junggesellenbehauungen. Das Bett stand hinter einem geschickt drapierten türkischen Vorhang, der zugleich die in den Nebenraum führende Tür verdeckte. Die Bilder an den Wänden, zum Teil Stahlstiche, zum Teil Ölgemälde, verrieten in ihrer Auswahl gleichfalls den Kunstsinns dessen, der dieses Zimmer für einen neuen Mieter hergerichtet hatte.

Thomas van Heiderßen hatte inzwischen Zeit gefunden, seinen Besucher eingehend zu mustern, während dieser sich seinerseits in dem behaglichen Raume umschaute. Jetzt begann der Alte, während er seine knochige Rechte mit dem Daumen zwischen die Westknöpfe einhakte:

„Daß Sie die Anzeige im Lokal-Anzeiger hergeführt hat, erwähnten Sie schon. — Wie war doch Ihr Name?“

„Dr. phil. Bertold Matra, Schriftsteller.“

„Schön. — Nun denn, Herr Doktor, wie sagt Ihnen dieser Raum zu?“

„Recht gut“, entgegnete Matra der Wahrheit gemäß.

Heiderßen nickte grinsend vor sich hin. Es sollte wohl mehr ein wohlgefälliges Lächeln sein, aber in diesem Totenkopfschmuck sah es wirklich nur wie ein abscheuliches Grinsen aus, das zwei Reihen graugelber falscher Zähne bloßlegte.

„Bevor wir uns über den Preis unterhalten“, meinte er darauf, „möchte ich Ihnen meine Bedingungen mitteilen. — Würden Sie bereit sein, hier gleich so etwas den Hausverwalter zu spielen? Ich meine, die Mieten zu fassieren, die Steuern zu bezahlen usw., kurz mir alles abzunehmen, was zu den Pflichten eines Grundstückseigentümers gehört? Ich bemerke jedoch, daß diese Arbeit äußerst gering ist. Ich habe dieses Haus erst vor einem halben Jahre gekauft und es vollständig herrichten lassen. Es enthält vier Wohnungen zu je vier Zimmern. Drei davon sind zurzeit bewohnt — von mir, den Damen Geschwister Bernhard und dem Rechnungsrat Schwarz nebst Frau. Die vierte hier gegenüber im Hochparterre steht leer, wird aber bereits in einer Woche von einem einzelnstehenden älteren Herrn bezogen. Kinder gibt's im Hause überhaupt nicht. Über mir wohnen die Damen Bernhard, von denen man kaum etwas sieht und hört. Ruhig ist's also. — Wie denken Sie über die Sache, Herr Doktor?“

„Ich wäre nicht abgeneigt. Bei nur vier Mietsparteien, eigentlich nur drei, kann die Verwaltung nicht allzu beschwerlich sein. Freilich — ich habe bisher derartige Geschäfte noch nie besorgt und weiß daher nicht, ob ich auch alles zu Ihrer Zufriedenheit zu regeln vermag.“

„O, da seien Sie ganz außer Sorge. Ich gebe Ihnen vorkommenden Falles genaue Anweisungen“, erklärte Heiderßen eifrig. „Also würden wir in diesem Punkte einig sein, nicht wahr?“

„Ja“, bestätigte Matra etwas zögernd, denn er ahnte, daß der Alte jetzt erst mit seinen speziellen Wünschen herausrücken würde, die Karl Belling veranlaßt hatten, ihn als „schnurrigen Kauz“ zu bezeichnen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Turfgraben.

Von F. Schröngamer-Heimdal. (Nachdruck verboten.)

Wenn ich an die Nacht des 9. Oktober denke und sehe und spüre, daß ich sie überlebte, daß mir das Blut, das mir damals in den Adern erstarrte, wieder warm und lebendig durch den Körper pulst, dann überkommt mich immer ein unfähiges Gefühl des Zweifels, ob ich denn wirklich noch atme. Und dann, wenn ich Gewißheit habe, kommt mir das Leben, das in jener Nacht in tausendfacher Gefahr war, als ein unverdientes Geschenk vor, mir neu gegeben durch ein wahrhaftiges Wunder, dem ich mich still und dankbar beuge.

Wenn ich heute Kriegerleute reden höre, ruhmredig ihre Taten preisend, dann weiß ich: Ihr waret nie im Turlograben, ihr habt nie in tausendfacher Gefahr geschwebt, in einer Gefahr, die uns plötzlich einen Ahnungslosen überrumpelt und ihn eine halbe Nacht lang in ihrer Gewalt hält. Der Überwinder solch heißer Gefahren ist still und bescheiden, und wenn er schon davon redet, dann tut er es wie mit Erlaubnis einer höheren Macht, die ihn reden heißt.

Es ist eine stille, einfache, einsame Geschichte zwischen zwei Schützengraben und einige Kilometer hinaus, eine Geschichte, wie sie so manchem einsamen Patrouillengänger in stockschwarzer Nacht zugefloßen sein mag. Aber wohl keiner kann davon berichten. Ihr Mund ist stumm, ihre Felsenleiber modern, leicht in ein Rübenfeld verscharrt oder in Büschen verborgen. Denn wer in einen Turlograben kommt, dem stirbt der letzte Hauch unter dem Krummseifer oder dem Zagan, dem grausam quälenden. Und die daheim im Vaterlande, die weit von Gefahr und Drangsal sind, lesen seinen Namen und dabei ein Wörtlein: „Vermißt.“ Und raten und sinnen, wo er sei.

Der Abend des 9. Oktober war hereingebrochen. Eben, als die Feldküchen von Candor über La Potière — in der Gegend von Royon — in die Gefechtsstellung vorführen, von den Mannschaften heiß erwartet, kam Befehl: das Bataillon muß sofort abziehen, um ein anderes Bataillon der Brigade, das weiter links von uns lag und schwere Verluste hatte, abzulösen.

Da ich mich gerade mit einer Meldung beim Bataillonsstab befand, erhielt ich den Befehl, die Feldküchen bis zu einem Hofe, der in der Marschrichtung lag, nachzuführen, um von dort aus die Möglichkeit der Essensverteilung zu prüfen und zu leiten. — Gleichzeitig sollte ich auch einige Ersatzmannschaften, die eben frisch aus der Heimat angekommen waren und vorläufig bei den Feldküchen blieben, in die neue, mir selber noch unbekannte Stellung des Bataillons nachführen. — Als die Feldküchen ankamen, war das Bataillon bereits abmarchiert. Nach etwa einer halben Stunde vorsichtigen Fahrens erreichten wir den Hof. — Eben als ich daranging, mich im Gelände zu orientieren, bekamen

wir plötzlich Feuer, erst ferner, dann immer näher. Bald prasselten Schrapnelle in nächster Nähe; jeder stürzte in Deckung, es sind gut ausgebaute Schützengräben da, aus denen wir vor

Wochen den Gegner geworfen. Ich selbst berge mich hinter einer Mauer, um das Weitere ruhig abzuwarten. Da krachen auch schon Granaten in den Hof, der seit Wochen ein Trümmertum ist. Schrapnelle fürchten wir nicht mehr, aber ein Granatvolltreffer in eine Feldküche, das hätte ich nicht verantworten mögen. Da höre ich schon Poltern und Rattern, und ich weiß: die Feldküchen fahren zurück in die sichere Hüt von Candor oder sonst eines Dorfs. Die Nacht ist schwarz und läßt dem Gegner kein Ziel im offenen Feld. Aber auf den Hof ist er längst eingeschossen.

Nach einer Viertelstunde schweigt das Feuer; ich trete aus Deckung, rufe die Ersatzmannschaften aus den Unterständen vor dem Hof. Zwei Mann treten an — alle anderen sind im Dunkel der Nacht ausgerissen, wahr-

scheinlich hinter den Feldküchen drein. Unmöglich, sie zu suchen.

Aber Befehl ist Befehl! Wenn ich schon die Feldküchen nicht mehr vorführen kann, so doch die Ersatzmannschaften. Aber erst müssen sie kommen. Also warte ich, hoffend, der eine oder andere würde sich doch wieder einstellen. Ich weiß zwar im voraus schon, daß keiner mehr kommt. Aber ich warte doch zwei Stunden, bis Mitternacht. — Befehl ist Befehl!

Also trete ich mit dem Rest von zwei Mann den Vormarsch an. „Die Hasenfüße!“ sagte der eine, ein Landwehrmann aus München-Ost.

„Die ham halt noch kein Pulver g'rochen“, sagt sein Landsmann.

„Aber wir, wir haben in den Vogesen im Granatfeuer tarodt, bis 's uns d' Kart'n aus der Hand g'riss'n hat.“

Ich freute mich, zwei so tapfere und beherzte Begleiter zu haben, die gehen durch die dünn. Bis sich dann einer mit der Frage an mich wendet, ob ich denn den Weg in die neue Stellung auch wisse. Nein: ich weiß nur die ungefähre Richtung.

Zimmer geradeaus, dann

müssen wir auf unsere Schützengräben stoßen. Dann sind wir bei den Unseren. — Eine andere Möglichkeit bedachte ich nicht.

Wir tapten über ein Stoppelfeld, ich an der Spitze. Schweigend schreiten wir. Dann, nach längerer Weile, wende ich mich



Die Engländerstadt in Kuhlleben bei Spandau:
Internierte Engländer gehen zur Küche, um das Essen entgegenzunehmen.



Vom Kriegsschauplatz in Serbien: Die Rückzugslinie der Serben durch eine überschwemmte Landstrecke.

Auf der überfluteten Straße liegen Fuhrwerke, die die flüchtenden Serben zurückließen. Vorn ein zerhörter serbischer Räderwagen, dahinter am Fluß ein deutscher Radfahrerwagen.

Auf der überfluteten Straße liegen Fuhrwerke, die die flüchtenden Serben zurückließen. Vorn ein zerhörter serbischer Räderwagen, dahinter am Fluß ein deutscher Radfahrerwagen.



Zwei Dampfer passieren als erste Schiffe wieder die Donau. (Mit Text.)

einmal um. Die beiden Tapferen sind verschwunden. Ich warte und rufe leise. Keine Antwort. Und wieder weiß ich: Nun bist du allein und bei den Feldküchen sind zwei mehr.

Aber Befehl ist Befehl! So will ich wenigstens allein vorgehen, Meldung machen und neuen Befehl abwarten.

Zimmer geradeaus geht's dahin, über Stoppel- und Rübenfelder, an hastig auf der Flucht aufgeworfenen Schützengräben, zerhobenen Maschinengewehren und Munitionslästen vorbei.



Heldengrab gefallener Deutscher an den Dardanellen.

So grauenvoll die Bilder sind, die sich mir mit jedem Schritte darbieten, so freue ich mich doch, denn ich fühle, daß ich auf der rechten Fährte nach der neuen Stellung bin. — Zum Glück stoße ich auch noch auf eine spät einrückende Patrouille der Fünftehner, die mir den Weg beschreiben: ein hoher Baum rechts im Felde, dann weiter rechts ein Busch, und von diesem Busch aus erreiche ich in zehn Minuten ein Waldstück. Dort befindet sich der Unterstand meines Bataillonsstabes. Ich kann also nicht fehlgehen. Und für alle Fälle: die Straße zu meiner Linken führt nach Lassigny. Dort liegt

der Regimentsstab der Fünftehner. Ich kann also in keinem Falle irren. Ich finde Baum und Busch und sehe von dort aus einen dunklen Streifen im Vorgelände: das muß das Waldstück sein, von dem mir die Patrouille berichtete. Mit raschen Schritten eile ich jetzt dahin, unbekümmert um die Geschosse, die aus ziemlicher Nähe über mich weggseifen. Daß die Kugeln vom Feinde kommen, erkenne ich an der Feuerart: Salven und dann vereinzelte Schüsse. Daß sie mir gelten, merke ich aus der Richtung des Feuers.



Generalmajor Dr. von Gröner. (Mit Text.)

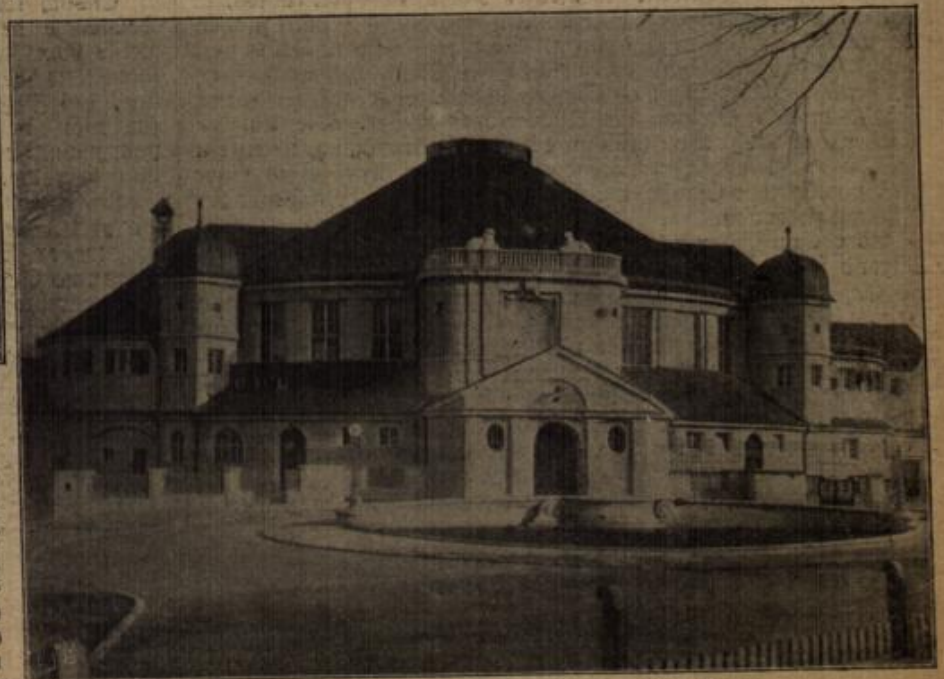
Bald muß das Waldstück, wo mein Bataillonsstab liegt, erreicht sein. Aber bald merke ich auch, daß ich ihm nicht näherkomme. Und dann sehe ich:

es ist kein Wald, sondern eine Wellenwand. — Da bin ich das erstemal ängstlich und unsicher: ich habe die Richtung verloren! Wo bin ich? Keine Karte, kein Kompaß kann es mir sagen. Ich weiß nur, daß ich hart an den feindlichen Schützengräben bin. — Zurück? — Nein! — Befehl ist Befehl!

Und: die Straße links von mir führt nach Lassigny, zum Stabe der Fünftehner. Dort will ich mir eine genaue Weisung holen und mir nötigenfalls einen Führer ausbitten. Also auf die Straße!

Beruhigt marschiere ich auf ihr weiter, trotz der furchterlichen Bilder, die sie bietet. An den Mäandern verwehende Turtroleichen und Pferdetadaver mit haushohen stinkenden Wästen.

Was tut's? Ich weiß, bald werde ich in Lassigny sein in dem Kellergewölbe bei guten Freunden. Ein Schlud Wein wird mich erquiden, und dann werde ich bald bei meinen Zwölfen sein und dem Major Meldung machen.



Die neuerbaute Stadthalle in Augsburg. (Mit Text.)

Lassigny kann nicht mehr fern sein. In spätestens zehn Minuten muß ich es nach meiner Berechnung erreicht haben. Ich kenne die Straße, die von Dives aus hinführt, und kenne die andere von Thiescourt und Prémont her. Auf einer der beiden muß ich mich befinden.

Ich marschiere fort und fort im Dunkel der Nacht, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, dreiviertel Stunden. Aber Lassigny kommt nicht.

Vergebens sucht mein Blick die charakteristischen Pappeln vor dem Ortseingang und die Obstgärten zur Linken. Schon bin ich über mehrere Anhöhen gegangen, ahnungslos, bis mir plötzlich einfallt, daß die Straßen nach Lassigny sowohl von Prémont wie von Dives her im ebenen Gelände laufen.

Da steigt mir eine ungeheuerliche Ahnung auf: bin ich wohl in verkehrter Richtung auf der Straße gegangen, vorwärts? Und liegt Lassigny nicht schon längst in meinem Rücken? Bin ich nicht schon tief in die gegnerische Stellung eingedrungen, unbekannt und ungewollt? Die Ahnung wurde bald zur Gewissheit.

Sogleich trete ich den Rückweg an.

Die Nacht ist mit aufsteigendem Mond ein wenig heller geworden. Weiß liegt die Straße vor mir — wohin wird sie mich führen? Ruhig gehe ich zurück, noch kann ich ja das Schreckliche nicht glauben, daß ich allein in Gegnershand geraten sollte. Zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten gehe ich zurück, ohne daß sich etwas Verdächtigendes regt. Es ist zwei Uhr morgens, die Zeit, in der es am ruhigsten zu sein pflegt. Nur ab und zu ein ferner Schuß irgendeiner Patrouille.

Da steht mir mit einem Male das Herz still; ich schließe die Augen und drohe umzusinken.

Wenige Schritte vor mir gähnt rechts und links der Straße ein französischer Schützengraben: Turkos! Die Gewehre blinken auf der Brustwehr, rote Mützen regen sich, Gemurmel... Braune Hände greifen nach den Gewehren auf der Brustwehr.

Nun gilt es: Leben oder Tod, Freiheit oder Gefangenschaft!

Ich weiß nicht, wie es kam und woher ich im kritischen Augenblicke die Kraft nahm, den braunen Gesellen ein „Silence!“ entgegenzuschreien. Ich weiß nur, daß ich das Wort schrie. Vielleicht war es mein Glück, daß ich einen schwarzen Mantel trug. Aber das Wort wirkt. Die Kerle ducken sich klaglos und gehen ganz hinter Deckung. Jedenfalls halten sie mich für einen französischen Offizier, der sich anschickt, auf Patrouille zu gehen. Das fährt mir durch den Kopf, und an diesen Gedanken klammert sich meine Hoffnung auf Rettung. Langsam, ganz langsam, die Hand am Revolver, gehe ich über die Grabenlinie hinaus und warte insgeheim auf eine Kugel, die mir in den Rücken fahren wird. Ich atme kaum in diesen Augenblicken der höchsten Spannung und wage nicht, mich umzublicken, fürchtend, im nächsten Momente würden die braunen Hände wieder zu den Gewehren greifen oder Zatangas zünden.

Aber nichts geschieht.

Die List scheint gelungen, und da hält mich nichts mehr: Ich laufe im weißen Mondlicht der Straße und rufe ein anderes Wort: „Kameraden!“ — vermeinend, die Unseren müßten mich hören. Aber die Antwort auf meinen Notruf kam von rückwärts: Salve um Salve knattert hinter mir drein, hui, hui, huit pfeifen die Geschosse über mich hinweg. Aber ich laufe unbekümmert weiter. Da schreut auch von drüben ein Schuß auf, noch einer, noch einer. Peng, peng — schlagen die Geschosse auf der harten Straße in den Steinen als Querschläger weiter. Die Unseren schießen auf mich, ohne mich zu erkennen! Unmöglich, ihnen ein Zeichen zu geben. Im nächsten Augenblicke liege ich in einer Mulde neben der Straße, um mich wenigstens vor dem Feuer der Unseren zu decken.

Aber schon suchen mich die Geschosse der Unseren in der Mulde. Sirrend fahren sie in den Boden und schleudern mir heiße Erde ins Gesicht. So kriech ich seitwärts in ein Rübenfeld, das mich bergen soll. Sieh, da liegt schon jemand, einer, zwei, drei, ich zähle ein Dutzend in meiner nächsten Nähe. Tote Turkos, seit Wochen hier unbegraben verwestend, inmitten ein Koffkadaver mit hochgeblähtem Wank, die Beine starr in die Luft gestreckt. Hier, denke ich, hat der Tod bereits reiche Ernte gehalten; hier kannst du liegen und den Tag erwarten, der dich deinen Brüdern zeigen soll, die dich jubelnd aufnehmen werden.

Aber auch hier schwirren und sirren die Geschosse der Unseren schon in bedenklicher Nähe. Ich liege am Boden und bete. Ein feiner Regen rieselt. Ich wende mich, Gesicht nach oben, und auf dem Tornister ruhend warte ich auf das Geschöpf, das mich treffen wird. Meine Augen haften am Himmel. Ein Sternbild sehe ich, den Großen Bären, den sie in meiner Heimat Heerwagen heißen. Der Heerwagen, der in dieser Stunde über dem Eschenberg und dem Habichtstein steht, aus dem die Röhrnach zu Tale rinnt. Ich denke noch an alle daheim, an Vater und Mutter

und Schwestern, und an die Brüder, die alle im Felde sind und von denen ich seit fünf Wochen nichts mehr weiß. Ich denke an mein stilles Häuschen in Neuburg und das treue Hündchen, von dem mir der gute Nachbar schrieb, daß es tage- und nachtelang nach mir winselnd klagte.

Da fährt wieder ein Geschöß hart am Ohr vorbei und ver- schlägt mir das Gehör. Wann wird die Kugel kommen, die mir durch Herz oder Hirn sinkt? Fünfzehn bis zwanzig Gewehre — wohl eine Feldwache der Unseren — suchen immer noch das Gelände ab nach mir. Und die Salven der Turkos rollen.

Ich liege in namenloser Verlassenheit unerkannt zwischen Freund und Gegner im Kreuzfeuer. Aber jemand ist mir nahe. Ich ahne und spüre das Heilige dieser Stunde. Ich bete nicht um mein Leben. Um was ich flehe: Herr, vergib mir die Dinge vor diesem Kriege! Laß diese Stunden ein schweres Opfer sein für das, was unrecht war im Leben! Und gib Trost denen daheim, wenn sie von mir lesen werden: „Gefallen“ oder „vermißt“.

So liege ich volle zwei Stunden im Kreuzfeuer. Endlich hört es auf. Es hat nicht sein sollen... Wie ein Wunder ist es, mehr wie ein Wunder... Tausend Geschosse, die mein Leben suchten, sind hart an mir vorbei.

Der Morgen graut. Rechts von mir, über der Straße, dämmert ein Waldstück durch den Nebelschleier. Ich richte mich auf und gehe aufrecht dahin, dem Wäldchen zu. Hinter einem Busch im Feld sehe ich drei Gestalten huschen, eine Patrouille. Freund oder Gegner? Ich rufe: „Kameraden!“ Und verschwunden sind sie, als hätte sie der Boden verschlungen. Furchtlos gehe ich weiter — keine Kugel sucht mich mehr. Ich weiß, eine Hand ruht heilig auf mir...?

So komme ich in das Waldstück. Hier will ich den Tag abwarten, der nicht mehr fern ist. Dann will ich den Freunden ein Zeichen geben, daß sie mich finden und ungefährdet in ihre Linien lassen. Und dann bin ich wieder geborgen. Nach einer Weile fällt es mir bei, mich zu orientieren. Ich weiß nicht, ob außer mir noch jemand in diesem Gehölze haust. Ich muß Gewissheit haben. Vorsichtig trete ich aus dem Dickicht, da stockt mein Fuß wieder — vor einem Schützengraben! Ich weiß nicht, ist's Freund oder Gegner — ich sehe nur die Gewehre auf der Brustwehr — der Graben ist besetzt. Und sie haben mich schon erspäht. Im Dunkel des Dickichts setzt mir einer den Gewehrlauf auf die Brust.

Ich sehe, wie die Mündung leise schwankt — im nächsten Augenblick schon kann es krachen. Nützen darf ich mich nicht, sonst — ich wage es nicht auszublicken. Da sehe ich den Helm meines Gegenüber und weiß: ich bin bei den Unseren! „Sichern!“ sage ich: „sichern Sie!“

„Hände hoch!“ ruft der andere, „Sie sind ein Franzos, Sie haben einen schwarzen Mantel!“

So soll also mein schwarzer Mantel, der drüben meine Rettung war, beim Freunde mir zum Verderben werden! Ich will mich legitimieren, ich will ihm mein Goldbuch zeigen. Da meint er, ich lange nach dem Revolver. „Hände hoch!“ — Und die Gewehrmündung schwankt wieder... Drei, vier andere knien im Anschlag auf mich...

Endlich können wir uns verständigen. Ich erfahre, daß sie Feldwache der neunten Kompanie meines Regiments sind, Leute vom Zug Endres, den ich zufällig kenne. Ich nenne den Namen und der Bann ist gebrochen. Ich lasse mich zum Unterstand des Zugführers geleiten und frage, ob er noch ein Plätzchen für mich hat. Es ist Tag geworden, und ein weiteres Suchen nach meiner eigenen Kompanie hätte dem Gegner unsere Stellung verraten.

Ja, es gab noch ein wenig Platz im Unterstand. Da lauerten wir drei Tage und drei Nächte und lebten von Brot und Speck nach weiser Einteilung. Und bekamen als „Warmes“ dazu Granaten und Schrapnelle — zu jeder Mahlzeit genug, vom Gewehrfeuer gar nicht zu reden.

Wenn ich heute an jene Nacht denke, überkommen mich die Schauer des graufigen Erlebens von neuem. Und das Wunder, daß ich noch atme, wächst mir immer größer. Ich hatte einen heiligen Bundesgenossen in meiner Verlassenheit. Ihm danke ich in Demut.

Bulgarien.

Es war eigentlich nicht anders zu erwarten und konnte niemand überraschen, daß Bulgarien an der Seite der Zentralmächte in den Krieg eingetreten ist.

Bulgarien zählt insgesamt etwa 5 Millionen Einwohner. Mazedonien, das in der Hauptsache ebenfalls von Bulgaren bevölkert ist, um dessentwillen das tapfere kleine Volk zu den Waffen gegriffen hat, und das Gebiet von Rawalla, Saloniki (ohne die Stadt), Usküb und Monastir umfaßt, weist nach bulgarischen

Ausgaben eine Einwohnerzahl von einer Million auf. Nach griechischen und serbischen Quellen soll es nur eine halbe Million sein.

Die letzte zuverlässige Volkszählung in Bulgarien fand im Jahre 1910 statt. Sie ergab — also mit Ausschluß der Einwohner der im Balkankriege hinzueroberten Gebiete — 4 337 513 Seelen. Bei der vorletzten Volkszählung im Jahre 1905 zählte man 4 035 615 Einwohner. Deutsche waren bei der letzten Volkszählung 5021 in Bulgarien ansässig. Die Bevölkerungsvermehrung beträgt im Jahre etwa 100 000 Seelen. Seit 1870 ist die bulgarische Kirche von der orthodoxen unabhängig, und sie untersteht dem Exarchen, der in Konstantinopel seinen Wohnsitz hat, von der Synode gewählt und vom Sultan der Türkei bestätigt wird. Die „Sobranie“ (Nationalversammlung) zählt 190 Abgeordnete, die aus allgemeiner und direkter Wahl hervorgehen, und deren Neuwahl alle fünf Jahre vorgenommen wird.

Im Jahre 1885 hat Bulgarien schon einmal gegen Serbien Krieg geführt, und zwar unter dem damaligen Fürsten Alexander von Battenberg, dem im Jahre 1887 Ferdinand I., der jetzige König, auf dem Throne folgte. Veranlassung zum damaligen Kriege mit Serbien gab die Tatsache, daß Fürst Alexander das bis dahin der Türkei gehörige Ost-Rumelien mit Bulgarien vereinigte. Dieses besitzt einen guten Hafen am Schwarzen Meere, Burgas, der bis zum Balkankriege der Haupthafen des Königreichs war, dem aber der Rang bald von Debeagatsch, dem neuen Hafen am Ägäischen Meere, freitig gemacht werden wird. Bulgarien wird in zwölf Kreise eingeteilt, die ein Areal von 114 005 Quadratkilometer umfassen. In diese Ziffer sind die von der Türkei abgetretenen Ländereien mit ein- und die an Rumänien überlassenen abgerechnet. Der am dichtesten bevölkerte Kreis ist derjenige von Tirnovo, der am wenigsten bevölkerte aber der von Burgas, mit 30 Einwohnern auf den Quadratkilometer. Hauptstadt und Residenzstadt des Landes ist Sofia mit 103 000 Einwohnern.

Die Armee ist nach russischem Muster organisiert. Die Wehrpflicht umfaßt die Altersklassen zwischen dem 18. und 46. Jahre. Die Dienstpflicht der Reservisten beträgt zwischen 8 und 18 Jahren (die längste von allen in den europäischen Armeen). Die Friedensstärke des Heeres beläuft sich auf 60 000 und die Kriegsstärke auf 190 000 Mann. Man hofft aber, diesmal mindestens 400 000 Mann auf die Beine zu bringen.

Die Ausbildung der bulgarischen Armee besitzt einen wohlbegründeten Ruf, und die im Lande ansässigen Muselmanen, insgesamt etwa eine halbe Million, besitzen das Recht, sich von dem Militärdienste loszukaufen. Von dieser Vergünstigung wird reichlich Gebrauch gemacht, und es steht zu erwarten, daß ein in Kürze neu zu schaffendes Gesetz mit diesem veralteten Pöppe aufräumen wird. Als Gebühr sind bei der Loskaufung in den ersten zehn Jahren nach dem gestellungspflichtigen Alter jährlich 20 Franken zu entrichten, und während der nächsten zehn Jahre jährlich 10 Franken. — Die bulgarische Flotte besteht aus sechs Torpedobooten erster Klasse, zweien zweiter Klasse, zwei Yachten und mehreren Schaluppen, Barken und einem Schulschiffe. Aus Anlaß des eroberten Küstenstriches am Ägäischen Meere hat man eine erhebliche Vermehrung der bulgarischen Flotte ins Auge gefaßt.

Mit der Landwirtschaft beschäftigen sich fünf Siebentel der bulgarischen Bevölkerung. Der Großgrundbesitz ist beinahe völlig unbekannt, und die meisten Bauern besitzen nur einen halben bis zweieinhalb Hektar Land. Etwa ein Drittel des Landes ist von Wald bestanden. Vom Kulturland dienen etwas über zwei Millionen Hektar dem Getreidebau, 90 000 Hektar dem Wein- und 3000 Hektar dem Tabakbau. Das Hauptprodukt der Landwirtschaft ist der Weizen, von dem im Jahre 1906 270 000 Tonnen exportiert wurden. Der Tabakexport betrug in demselben Jahre 1500 Tonnen. Weitere erwähnenswerte Erwerbszweige sind die Seidenzucht und die Fabrikation von Rosenöl. Sehr bedeutend ist die bulgarische Viehzucht. Vor zehn Jahren wurden über acht Millionen Schafe und über zwei Millionen Stück Rindvieh gezählt.

Nach einem Gesetz gehört der Mineralienreichtum des Landes dem Staate. Die erste Stelle unter den Mineralien nehmen die Kohlen ein. Im Jahre 1906 lieferten die Kohlenbergwerke von Pernik 161 000 Tonnen Steinkohle, von denen man 70 000 Tonnen zum Betriebe der Eisenbahnen des Landes verwandte. Sehr ergiebig sind ferner die Steinbrüche des Landes, auch Eisen findet sich in großen Mengen, ferner Gold, Silber, Kupfer, Blei, Mangan usw. Bekannt sind die Salinen von Burgas.

Die Industrie des Landes steckt noch in den Kinderschuhen. Erwähnung verdienen nur die Baumwoll- und Wollwarenindustrie, ferner diejenige von Seilwaren und Zigaretten. Es gibt in neuester Zeit aber auch größere Getreide- und Sägemühlen, ferner Ziegeleien, eine Zuckerraffinerie, Brauereien und Gerbereien. Eines guten Rufes erfreut sich die bulgarische Hausindustrie, die achtungsgebietende kunstgewerbliche Arbeiten, wie Teppiche, Stiche-

reien und Filigranarbeiten zuwege bringt. In der bulgarischen Industrie werden etwa 7000 Personen beschäftigt. An erster Stelle steht diejenige von Lebensmitteln und Getränken. Es folgen die Textilindustrie, die keramische, chemische und die Mineralindustrie.

Der Schiffsverkehr in den bulgarischen Häfen belief sich im Jahre 1911, also vor dem Balkankriege, auf 18 818 Schiffe mit 4 951 452 Tonnen. Im Jahre 1913 waren 2233 Kilometer Eisenbahnen im Betriebe, welche Ziffer sich jetzt auf 2620 Kilometer erhöht haben dürfte. Die Zahl der Postbüros belief sich im Jahre 1913 auf 2245 und diejenige der Postsendungen im Inlandverkehr auf 63 Millionen, im Auslandverkehr auf 17 Millionen. Die Länge der Staatslinien im Telegraphenwesen beträgt 6521 Kilometer, die Länge der Drähte 15 219 Kilometer, die Zahl der Telegraphenbüros 374 und die Gesamtzahl der aufgegebenen Depeschen in dem genannten Jahre 2 165 683. Der Staatshaushalt balanzierte in Einnahmen und Ausgaben im Jahre 1912 mit 190 Millionen Franken. Der höchste Anteil entfiel im Jahre 1912 auf den Staatsschuldendienst mit 40 Millionen Franken. Bauten und Verkehr verschlangen 34 Millionen, das Unterrichts- und Erziehungs- 25 Millionen, Handel und Ackerbau 13 Millionen und die Armee 10 Millionen.

Der Wert der Einfuhr belief sich 1911 auf 199 345 000 Lei (Franken), der der Ausfuhr auf 184 634 000 Lei. In der Einfuhr steht an erster Stelle Österreich-Ungarn, an zweiter Deutschland mit 39 837 000 Lei. Die Hauptausfuhr richtete sich nach Belgien mit einem Werte von 53 790 000 Lei. Diejenige nach Deutschland wies einen Wert auf von 22 912 000 Lei. Eingeführt werden hauptsächlich: Textilwaren und Rohstoffe, Instrumente und Maschinen, Metalle und Metallwaren, Häute und Lederwaren, Kolonialwaren usw. Der Anteil Deutschlands und Österreichs am bulgarischen Gesamthandel betrug in den letzten zehn Jahren durchschnittlich 21,03 und 33,04 Prozent. F. K.

Das Kreuz.

In Mütterchen hält in der Hand
Den Feldpostbrief aus fremdem Land,
Pfeift: „Freu dich, Mutter, deinem Sohn,
Wards Eisern' Kreuz nun doch zum Lohn!“

Ein hölzern Kreuz am Wegebrand,
Darauf mit ungeübter Hand
Sechs Worte, schlicht, doch inhaltstief,
„Gott einen Helden zu sich rief!“
Hein Guggenberger.

Fürs Haus

Strumpfhalter für Knaben.

Solange unsere kleinen Jungen Leibchen tragen, lassen sich an diesen die Strümpfe durch Hochgummiband gut befestigen, aber sobald zu den Hosen die Hosenträger getragen werden, stehen die Mütter oft ratlos da! Weil ich nun nicht wollte, daß mein Junge die ungesunden (von den Ärzten verbotenen) „runden“ Strumpfbänder tragen sollte, da sie das Bein stets fest umklammern und so die Blutzirkulation hemmen, so nähte ich aus kräftigem grauem Guriband einen Gürtel mit Trägern, an welchem nach unten zu wieder ein Dreieck aus Guriband angebracht wurde, und erst an dies Dreieck nähte ich die Hochgummibänder. Schultern u. Hüften tragen nun gemeinsam die geringe Last und von einem Druck kann nicht mehr die Rede sein.
M. M.



Strumpfhalter für Knaben.

Heimhose.

Denjenigen Damen, welche einen größeren Vorrat an Leibwäsche liegen haben



Heimhose, aus einem gewöhnlichen Hemd gearbeitet.

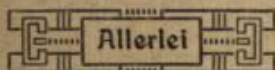
und nicht so schnell zu Neuanschaffungen schreiten wollen, möchte ich durch nebensitzende Skizze zeigen, mit wie wenig Mühe ein gewöhnliches Hemd sich in eine Heimhose umarbeiten läßt. Ich bin gewiß, daß viele diese kleine Umänderung vornehmen und sich über die neuerstandene, so viel praktischere Vereinigung von Hemd- und Beinleid freuen werden.
Matthilde.

Unsere Bilder

Zwei Dampfer passieren als erste Schiffe wieder die Donau. Die an den Ufern der Donau verankerten Schiffe sowie die Gebäude, die die Schiffe passieren, sind reich besetzt.

Generalmajor Dr. v. Gröner, dessen Bild wir hier zeigen, hat, wie man sich wohl noch aus den Tageszeitungen erinnert, vom Kaiser den Orden Pour le Mérite bekommen für die mannigfachen Verdienste auf dem Gebiete des deutschen Feldbahnwesens, dessen Chef Dr. v. Gröner ist. Die Feldbahnen spielen in diesem Kriege eine wichtige Rolle. Wer allein an die Vogeleskampfe denkt und die Geländeschwierigkeiten berücksichtigt, der wird wohl verstehen, wie wertvoll dort die Feldbahnen sind. Gerade im Stellungskrieg des Westens hat die Feldbahn eine Ausnützung gefunden wie nie zuvor. Da sind Förderbahnen angelegt, auf denen alles das bis in die vordersten Stellungen geführt werden kann, was gebraucht wird: Munition und Lebensmittel; und auch das Sanitätswesen hat sich diese Bahnen zunutze gemacht.

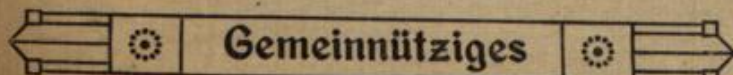
Die neuerbaute Stadthalle in Augsburg. In Augsburg wurde kürzlich die neuerbaute Stadthalle, welche den Namen König-Ludwig-Halle führt, feierlich eingeweiht. Die Halle bietet ungefähr 3000 Personen Platz und enthält in ihrem Innern u. a. eine große Orgel im Werte von 40 000 M. Die Kosten der Halle selbst betragen annähernd 1/4 Millionen Mark.



Ermüdung. Er: „Ich werde niemals heiraten, ehe ich eine Frau finde, die mein direktes Gegenteil ist.“ — Sie (ermüdend): „Aber, lieber Freund, es gibt doch so viele hübsche und kluge junge Mädchen in Ihrer Bekanntschaft!“

Beschaffenheit der Heere im Mittelalter. In welcher schlechter Beschaffenheit die Heere mancher mächtigen Fürsten im Mittelalter waren, zeigen viele Angaben, sowie auch Beschreibungen von Gefechten. So stand in der Schlacht von Brenneville (1119) Heinrich I., König von England, an der Spitze eines Heeres von nur 500 geharnischten Rittern, und sein Gegner, Ludwig von Frankreich, besetzte nur 400, welche nicht einmal alle beritten waren. Die Franzosen verloren die Schlacht, welche vielen Pferden, aber nur drei Rittern das Leben kostete; dennoch wurden 140 französische Ritter gefangen.

Zur Geschichte der Gabel. Erst im 14. Jahrhundert beginnt in den „Schatzverzeichnissen“ oder Inventaren der Fürstentümer und adeligen Schlösser auch die Gabel aufgeführt zu werden, der Anzahl von Messern und Löffeln aber keineswegs entwachsend, sondern immer nur in wenigen Exemplaren, so daß sie vermutlich nicht zum Essen, wohl aber zum Vorlegen benützt wurde. Die noch früher in den Epochen und Heldenliedern gelegentlich erwähnten eisernen „Krumwels“ oder „Krauels“ scheinen nicht eigentlich Gabeln, sondern mehr Bratpfanne gewesen zu sein, da man Fleisch und Brot mit ihnen röstete. Das Inventar des Herzogs von Anjou (1360) verzeichnet nur eine, das König Karls V. von Frankreich (1380) nur zwei Gabeln, letztere allerdings aus Silber mit kristallinen Stielen. Die Herzogin von Touraine (1389) besaß zu neun Duzend Löffeln nur zwei Gabeln, die schon damals „fourchettes“ hießen und entschieden an das größere, ähnlich geformte Werkzeug des Landwirts, die „Fork“, erinnerten. Als Eßgerät und Bestandteil des Bestecks kommt die Gabel („gabelin“, altdeutsch) zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Gebrauch, denn noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts bediente man sich selbst an Fürstentümern einfach der Finger bei Tafel, was das häufige Händewaschen und Abwischen erklärlich macht, wovon in gleichzeitigen Dichtungen so oft die Rede ist. Noch 1583 wird in den Schatzverzeichnissen des Königs von Navarra und des Prinzen Condé nur je einer Gabel Erwähnung getan, aber bereits 1599 kann sich die schöne Gabriella d'Estrees, die Geliebte Heinrichs IV., rühmen, deren zwanzig zu besitzen. Welches Aussehen anfänglich das Eisen mit der Gabel machte, dafür spricht u. a. die ausführliche Schilderung eines solchen neuartigen Vorganges in der gegen die bösschen Stücker oder „Mignons“ gerichteten Satire „Isle des Hermaphrodites“ — man betrachtete es nämlich als ein Zeichen von Verweichlichung! Die Form der zuerst nur zweizinkigen Gabel hat im Laufe der Zeit mancherlei Abänderungen und Zusätze erfahren, und die noch gut deutsche dreizinkige Gabel mit geradem Stiel und geringer Biegung macht heute mehr und mehr der vierzinkigen, schaufelförmig gebogenen Platz.



Wint für Feldpostsendungen. Für die kleineren Feldpostpakete wird neuerdings als Umhüllung und Schutz gegen Feuchtigkeit viel Espapier oder gedöhtes Leinen verwendet, das an sich recht praktisch ist, aber den

Nachteil hat, daß die aufgetriebenen Zettel nicht darauf haften, sondern sich während der Beförderung ablösen und das Paket dann adressenlos ist und dem Empfänger nicht zugehelt werden kann. Man muß deshalb auf derartige Umhüllungen die Aufschrift direkt auf das Papier schreiben und möglichst auf beide Seiten. Verwahrt sich die eine Aufschrift, so bleibt schließlich die andere noch erkennbar. Sollte die Tinte auf dem Stoff verlaufen, so muß man anstatt Tinte schwarze, chinesische Tinte zum Schreiben benutzen oder die Adresszettel aufheben. Um das Verwischen der Tinte auf den Adresszetteln zu vermeiden, ist ein Überstreichen der Aufschrift, die aber bereits getrocknet sein muß, mit einer dünnen Wasserglaslösung empfehlenswert, die einen wasserfesten und doch genügend durchsichtigen Überzug erzeugt. Um das Abpringen von Adresszetteln von Pappschachteln und Holzstücken zu vermeiden, klebe man sie anstatt mit Gummi mit Eiweiß auf, das sehr widerstandsfähig auch gegen Feuchtigkeit ist. Die damit aufgetriebenen Zettel und damit verschlossenen Briefumschläge lassen sich höchstens mit Wasserdampf auflösen. In der Küche bleibt oft ein Eiweißrest, das man sofort zum Bestreichen von weißem Schreibpapier verwenden sollte, dann hat man immer Klebezettel im Vorrat, die auch als Aufschriftzettel für Konservengläser oder Blechbüchsen, von denen gummierte Zettel auch so gern abpringen, verwendet werden können. Man sieht auch oft die Aufschriftzettel mit Siegelad angeheftet, das ist unbedingt zu vermeiden. Bei der Beförderung kann mit den Paketen nicht immer sanft umgegangen werden, der Siegelad platzt, springt ab, und die Aufschrift geht verloren oder zerfällt. M. An.

Freibewässerung sollten keinem zu starken Frost ausgesetzt werden. Wir können auf einen reicheren und kräftigeren Flor rechnen, wenn möglich die alten Blätter erhalten bleiben. Die Pflanzen sind kräftiger und widerstandsfähiger. Natürlich müssen kranke Blätter entfernt werden.

Reifes Obst nimmt besonders leicht fremden Geruch und Geschmack an. Deshalb dürfen in der Nähe keine stark riechenden Stoffe lagern. Grün und hart sind die Früchte weniger empfindlich.

Bohrerhöle, die eingeseifen sind, macht man wieder glatt — vorausgesetzt, daß das Rohr nicht entzwei ist —, wenn man sie tüchtig mit heißem Wasser wäscht, und dann in einen frischen, kühlen Luftzug bringt. Das Rohr wird hierdurch nicht nur wieder hell, sondern streckt sich auch.

Schöne Edelbakterien sind die folgenden Sorten: Dornröschen, Emma Richter, Farbenwunder, Fortuna, Galathea, Glückskind, Parzival, Prinzessin Juliana, Reford, Sultan. Durch auffallend große Blumen zeichnen sich aus: Dollaprinzessin, Preziosa, Rheingau und Ballota.

Die Engerlinge fängt man mit Leichtigkeit, indem man etwa 30 Zentimeter tiefe Gruben herstellt, diese mit trockenem strohigen Dünger füllt und die Erde wieder darüber deckt. Dieser Dünger geht während des Winters in Verwesung über und erzeugt dabei Wärme, so daß die Engerlinge dadurch angelockt werden. — Im Frühjahr werden die Gruben ausgehoben und die Engerlinge vertilgt.

Scherzrätsel.

Lass' einem Staat die Grenzen schwinden: Gleich wirst du auf dem Mars mit finden.

W. Spangenberg.

Logogriffh.

Sie tragen ew'gen Schnee mit T; Bieder und schlacht'nd sie mit B. Der Jäger tut's mit I im Dain. Mit M sind sie geformt aus Stein.

Julius Fals.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10. Ein Baum.
2 7 8 1 2 7 8 9. Ein Wolf.
3 8 10 6 1. Eine biblische Person.
4 8 2 6 1. Ein Schmuckstein.
5 3 10 10. Ein Metall.
6 10 6 10 6 1. Gewächshausfrucht.
7 8 9 6 5. Ein römischer Dichter.
8 9 3 8 10. Ein Sternbild.
9 6 2 1. Eine Kulturpflanze.
10 6 1 7 8 9 10. Ein Diabäuter.

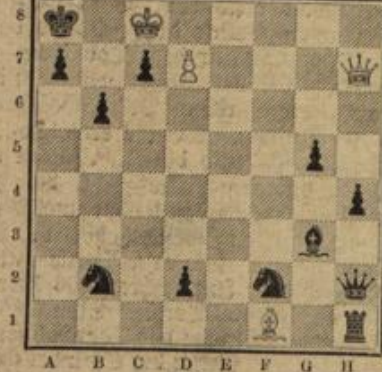
Heinrich Vogt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 145.

Son D. Prätorius. (3. Koth gewidmet.)

Schwarz.



Mat in 3 Zügen.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Je ältester der Bild, je schöner die Katze.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.